

# Verlorene Strahlkraft

Welches Glaubenszeugnis heute gefragt ist

*Herausgegeben von Thomas Marschler und Klaus von Stosch*



FREIBURG · BASEL · WIEN



MIX  
Papier aus verantwortungsvollen Quellen  
FSC® C083411

© Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau 2018  
Alle Rechte vorbehalten  
[www.herder.de](http://www.herder.de)  
Umschlagkonzeption: Finken & Bumiller, Stuttgart  
Umschlaggestaltung: Verlag Herder  
Umschlagmotiv: © Emilija Randjelovic/Thinkstock  
Satz: dtp studio eckart | Jörg Eckart  
Herstellung: CPI books GmbH, Leck  
Printed in Germany  
ISBN Print 978-3-451-38046-4  
ISBN E-Book (PDF) 978-3-451-83046-4

# Inhalt

Einleitung .....	7
------------------	---

## I. Zeugnischwaches Christentum?

In Freiheit das „Leben in Fülle“ bezeugen .....	11
<i>Saskia Wendel</i>	

Bekenntnis – Grundwort des Glaubens .....	25
<i>Thomas Marschler</i>	

## II. Die Begegnung mit dem Glaubenszeugnis des Islam

Glauben Christen und Muslime an denselben Gott? ....	41
<i>Felix Körner</i>	

Im Alltag und in den Abgründen des Lebens. Nuancen des christlichen Zeugnisses .....	52
<i>Jozef Niewiadomski</i>	

Mission unter Muslimen? Eine Positionsbestimmung aus katholischer Sicht .....	69
<i>Klaus von Stosch</i>	

Wie soll „christliches Glaubenszeugnis“ gegenüber Muslimen heute aussehen? .....	84
<i>Christian W. Troll</i>	

### III. Christliches Zeugnis in einer säkularen Welt

Leidenschaftliches Zeugnis! Reflexionen auf ein Leitmotiv nachvolkskirchlichen Christseins .....	103
<i>Martin Dürnberger</i>	
Glaubenszeugnis gegenüber nichtreligiösen Menschen? .....	116
<i>Jörg Splett</i>	
Das Leben teilen und feiern – mit Christen und Nichtchristen .....	130
<i>Reinhard Hauke</i>	
Wir brauchen Klöster als Orte der Gotteserfahrung. Das Beispiel des Stiftes Heiligenkreuz .....	139
<i>Karl Wallner</i>	
Autorenverzeichnis .....	155

# Glauben Christen und Muslime an denselben Gott?

*Felix Körner*

Es gibt Fragen, die uns vor ein klärendes Entweder – Oder zu stellen scheinen; in Wirklichkeit aber ziehen sie uns in den Odersumpf. Wer sich dann auf die eine Seite schlägt, kommt nicht weiter. Wer's auf der anderen Seite versucht, bleibt ebenso elend stecken. Einen Mittelweg gibt es nicht; und wer erst gar nicht losziehen will, ist ein Drückeberger. Wie kommt man hier voran? Gründlicher nachdenken und genauer sprechen, das könnte helfen; aber das bedeutet halt: Wo sich Odersumpf auftut, muss man sich ein bisschen mehr Zeit nehmen.

Odersumpf lauert auch im christlich-islamischen Gespräch. Der Islam gehört zu Deutschland: ja, oder nein? Nein; denn die muslimische Geistesgeschichte hat nicht in vergleichbarem Maße zur Entstehung der deutschen Kunst- und Ideenwelt, der Traditionen- und Institutionenkultur der Bundesrepublik beigetragen wie griechisch-lateinische Antike und Christentum; auch jüdische Personen und Präsenzformen haben hier stärker gewirkt als islamische. Also nein? Islam gehört nicht zu Deutschland? Vorsicht Odersumpf! Wer sagt, dass der Islam nicht zu Deutschland gehört, will sich möglicherweise als Schutzherr des Abendlandes hervortun, bedient gewollt oder ungewollt Vorurteile und Ängste, schürt Misstrauen und kann sich unter der sumpfigen Formel noch als jemand verkaufen, der die Historiker auf seiner Seite hat. Was verneint werden soll, nämlich „Der Islam gehört zu Deutschland“, muss keine Aus-

sage über die Geistesgeschichte sein und über den Ursprung des säkularen Rechtsstaats. Man kann ja auch „Deutschland“ sagen und damit von den Aufgaben der Gegenwart sprechen: Respekt vor einer anderen Religion, ja Interesse an ihr; Möglichkeiten von Institutionalisierungen und Integration, konstruktive Weltgestaltung miteinander. Ach so? Also Einführung des Mondkalenders, Opferfest als deutscher Feiertag? Nein. Weder die Sonntagsordnung noch die Religionsfreiheit stehen zur Debatte. – „Der Islam gehört zu Deutschland: ja oder nein?“, das ist eben eine Odersumpf-Frage. Besser, man sagt gleich, wovon man genau reden will.

Anderes Beispiel: Es geschieht eine Gewalttat unter dem Ruf „Allāhu akbar“; wir betrauern noch die Opfer, da kommt schon die Frage: Ist das der Islam? Ja oder nein? Wer sagt, „Das ist der Islam“, also: eine solche Gewalttat ist eine typisch islamische Erscheinungsform, lässt die koranischen Regelungen beiseite, die auch im Krieg den Gewaltexzessen Einhalt gebieten (2:192), vergisst die vor der katholischen Reconquista Spaniens ins Osmanische Reich fliehenden und bis heute in Istanbul lebenden Juden, blendet womöglich auch den Missbrauch christlicher Motive in der eigenen Schuldgeschichte aus. Wer sich allerdings auf die andere Seite schlägt und sagt: Nein, das „Allāhu akbar“ über dem Attentat sei nicht der Islam, es ließen sich keine Verbindungen ziehen, liegt natürlich auch falsch. Der Islam hat in seinen Grundtexten und seiner Frühgeschichte Anhaltspunkte, die sich recht einfach zur Rechtfertigung von Gewalt im Namen Gottes nutzen lassen. Wer jeden Zusammenhang leugnen will, enthebt damit faktisch die muslimischen Repräsentanten der Pflicht zur Selbstkritik und der Verantwortung zur – immer neu notwendigen – „Reform der Lehre“. Eine solche hat etwa Ahmad at-Tayyib, Scheich von al-Azhar, Kairo, im Jahr 2015 ausdrücklich gefordert.

Zu lange nämlich habe ein verkehrtes Koranverständnis den Islam intolerant gemacht. Fachleute wissen, dass nicht das traditionelle muslimische Leben, sondern ein sich in der Moderne neu erfindender Islam das größere Gewaltproblem hat. Wer nur behauptet, dass das alles nichts mit dem Islam zu tun hat, scheint kaum zu sehen, welche Verantwortung denen zukommt, die den Islam heute erforschen und unterrichten.

Es gibt noch ein weiteres Stück Odersumpf in der islamisch-christlichen Begegnung; die Frage: „Glauben wir an denselben Gott: ja oder nein?“ Darüber müssen wir jetzt reden – und zwar theologisch. Muslime glauben an Allāh, Christen an Gott? Wer das behauptet, bekundet damit vor allem Unwissen. Auch Christen sagen nämlich zu Gott „Allāh“, wenn sie arabisch sprechen. „O Lamm Gottes!“, das Agnus Dei, lautet in der arabischsprachigen Messe beispielsweise: yā ḥamal Allāh; und die Christen im Libanon, in Syrien und Ägypten etwa deswegen zu Muslimen zu erklären, wäre nur grotesk. „Allāh“ heißt „Gott“; nicht im Sinne der „Götter der Römer“: Das wären die āliha; im Singular ilāh. Allāh heißt Gott, wenn wir von dem Einen reden. Man kann an das im Englischen großgeschriebene „God“ denken. Ganz ähnlich wie Allāh ist ein italienisches Wort für den einen Gott gebildet: Iddio. Mithilfe des Gottesnamens lässt sich hier keine Klarheit schaffen. Wie kommen wir dann weiter?

Bei der Auseinandersetzung mit der Behauptung, dass der Islam nicht zu Deutschland gehöre, half die erst einmal kleinlich klingende Frage, was mit Deutschland gemeint ist. So müssen wir auch bei der Frage, ob wir an denselben Gott glauben, erstaunlich banal ansetzen. Man muss nämlich klären, was mit „glauben“ gemeint ist. Heißt „Wir glauben an denselben Gott“, dass wir ihn gleich beschreiben? Dann müssen wir in den Blick nehmen, wie Muslime einerseits

und Christen andererseits über Gott reden. So lässt sich ja wohl herausfinden, ob wir dasselbe Gottesverständnis haben. Hier überrascht ein Text des päpstlichen Dialogrates in seiner Deutlichkeit. Er erklärt, dass verschiedene Religionen verschiedene Gottesverständnisse haben. Es handelt sich um ein Schreiben, das zwar aus dem Pontifikat Papst Benedikts XVI. stammt, allerdings erst im Jahr nach dessen Rücktritt veröffentlicht wurde (*Dialogue in Truth and Charity*, Rom 2014, 82); aber für Judentum und Christentum gilt das doch wohl nicht? Und: Kann man denn für alle Muslime einerseits, für alle Christen andererseits so klare Profillinien ziehen, dass sich genau zwei Gottesverständnisse erkennen lassen? Es werden doch muslimischerseits je nach Kultur, Generation, Charakter und Lebenserfahrung ebenso viele verschiedene Akzentsetzungen zu hören sein, wie verschiedene Christinnen und Christen unterschiedliche Eigenschaften Gottes nennen würden. Vielleicht lässt sich aber eine Zentraleigenschaft finden.

Häufig versucht man es im islamisch-christlichen Gespräch mit dem Bekenntnis, dass Gott der Barmherzige ist. Das sagen wir allesamt und gleichermaßen. Weil Muslime und Christen von Gott bekennen, dass er der Barmherzige ist, glauben sie an denselben: Mit dieser Antwort dürfen wir uns nicht zufriedengeben. Wir müssen ja weiterfragen: Was heißt es denn, dass er der Barmherzige ist?

Die Historiker könnten uns die ganze Einigkeit wieder vom Tisch fegen, wenn sie einwenden, dass das Koranwort „der Barmherzige“, ar-Raḥmān, kein ursprünglich arabisches Wort ist. Um den für arabische Ohren etwas ungewohnten Klang des aus dem Aramäischen übernommenen Wortes nachzuahmen, können wir ar-Raḥmān mit „der Erbarmer“ übersetzen. In Inschriften war von einem Gott, der als „Erbarmer“ titulierte wurde, schon vor dem Koran die Rede: von dem Wettergott Hadad. Deshalb ist „der Erbar-



mer“ ein Eigenname ohne Inhaltsbedeutung, so nun historische Kritiker. Sie meinen, dass der Gott zwar so heißt, aber nicht so ist; wie Herr Schwarz rote Haare haben kann. Es könnte auch ein Beschwichtigungsname sein; wie man die griechischen Rachegöttinnen vorsichtshalber gerne mal die „Wohlmeinenden“ nannte: Eumeniden. Aber so leicht lässt sich die koranische Gottesbezeichnung „der Erbarmer“ doch nicht ihres Inhaltes berauben, so leicht auch nicht von den biblischen Zeugnissen wegrücken. Denn ar-Raḥmān ist eine wörtliche Bezugnahme auf die jüdische Tradition, die Gott als ha-Raḥāmān titulierte. Außerdem aber beseitigt der Koran jeden Zweifel an der Inhaltlichkeit des Raḥmān-Namens, indem er der Gottesbezeichnung „Erbarmen“ immer wieder das – nun ganz und gar arabische – Wort raḥīm zur Seite stellt, so dass man gut verstehen kann: Gott, „der Erbarmer heißt und auch tatsächlich barmherzig ist“.

Dennoch bleibt die Frage: Was bedeutet es denn nun konkret, dass Gott barmherzig ist? In der sunnitisch-theologischen Tradition geschulte Muslime könnten sich die Nachfrage verbitten. In der bis heute vielbeachteten Schule des al-Aṣṣārī heißt es nämlich von den göttlichen Eigenschaften, sie sind Gottes „Festlegung“; festgelegt hat Gott damit aber nicht etwa sein Verhalten! Das wäre das biblische Verständnis. Dem Zeugnis Israels zufolge hat Gott ja seinen Namen kundgetan, um sich zu verpflichten; nämlich um zu versprechen, für die Seinen da zu sein und „treu seinem Namen“ zu handeln. Für Muslime aber kann „Festlegung“, tawqīf, durch Namenskundgabe auch schlicht bedeuten: Gott hat hiermit festgelegt, wie er angesprochen werden soll; eine inhaltliche Selbstverpflichtung wäre dann nicht im Blick.

Muslime können aufgrund des Koran jedoch genauere Auskunft geben. Sie können an das eindrucksvolle Koranwort erinnern: „Euer Herr hat sich zur Barmherzigkeit ver-

pflichtet“ (6:54), sie sich, wörtlich übersetzt, selbst „vorgeschrieben“; und Muslime können aufgrund des Koran Gottes Barmherzigkeit auch inhaltlich füllen. Sie können sagen, dass Gott seine Barmherzigkeit erweist in der Versorgung und Rechtleitung, in der Vergebungsbereitschaft sowie in der Vorbildlichkeit. Was ist gemeint? Versorgung heißt, dass Gott uns das gibt, was wir zum physischen Leben brauchen, etwa indem er es regnen und die Pflanzen wachsen lässt. Rechtleitung aber gibt er in seiner Barmherzigkeit, weil er uns nicht nur das zum Erdenleben Erforderliche schenkt, sondern auch zeigt, welches Tun zum paradiesischen Lohn führt. Vergebungsbereit ist Gott in seiner Barmherzigkeit, weil er denjenigen verzeiht, die ihre Sünden bereuen. Aus diesen drei barmherzigen Tätigkeiten Gottes folgt noch etwas Viertes. Die Menschen sollen nämlich dem göttlichen Beispiel folgen und selbst barmherzig sein (Sure 17:24; 48:29).

Würde man das christlich nun genauso sagen? Bedeutet für uns, dass Gott barmherzig ist, dasselbe wie für die Muslime? Man könnte eine biblische Theologie von Gottes Barmherzigkeit mit fünf Charakteristika anlegen. Gottes Barmherzigkeit ist dem Schriftzeugnis zufolge geschichtlich und schenkend, kreativ und einbeziehend sowie risikant. Geschichtlich, das bedeutet, dass sich Gott in einzelnen Handlungen als barmherzig erweist – und dass diese Handlungen typischerweise ein „Plan B“ sind, weil Gott damit auf eine Untreue von Menschen eingeht. Schenkend ist Gottes Barmherzigkeit, weil er sie nicht denen zuwendet, die sie verdienen, sondern denen, die sie nötig haben; schenkend ist Gottes Barmherzigkeit aber auch, weil er den Seinen die Barmherzigkeit nicht nur in dem Sinne erweist, dass er barmherzig handelt, sondern sie ihnen auch als deren neue Herzenshaltung weitergibt. Einbeziehend ist die göttliche Barmherzigkeit, weil sie nicht herablassendes Al-

mosenverteilen, sondern emporhebendes Teilnehmenlassen ist: an der Würde der Gotteskinder; teilnehmen können die Menschen aber dann auch in dem Sinne, dass sie nun selbst Beteiligte an der Verwirklichung des göttlichen Plans sind. Kreativ ist seine Barmherzigkeit, indem sie überraschende Wege findet – und indem sie in uns Neues entstehen lässt. Riskant schließlich ist die Barmherzigkeit des biblisch bezeugten Gottes, weil sie die sichere Rechtsordnung in Frage stellen kann – und weil sie das Wagnis jeder echten Liebe ist, die sich nicht aufzwingt und daher ablehnbar ist. Wer nun eine im Vollsinn christliche Theologie der Barmherzigkeit vortragen will, wird die fünf Charakteristika natürlich an der Christusgeschichte entwickeln: Gottes Barmherzigkeit ist geschichtlich, weil der Gottessohn in die Geschichte eingetreten ist, sie ist schenkend, weil Gott sich in der Christusgeschichte selbst ausliefert; einbeziehend, weil wir in Christus die „Sohnschaft“ bekommen, also selbst zu Gotteskindern werden, kreativ, weil damit die Neuschöpfung angebrochen ist, aber riskant, weil Jesus missverständlich, anstößig, „Skandal“ ist, wie es neutestamentlich ausdrücklich heißt (1 Kor 1,23).

Barmherzigkeitsvorstellungen sind in Islam und Christentum folglich nahe beieinander, aber nicht gleich. An der Rede vom barmherzigen Gott konnten wir also zeigen: Zum Erweis, dass wir an denselben glauben, genügt es nicht, göttliche Eigenschaften zu benennen. Jedes Eigenschaftswort zieht ja die Frage nach sich, was es denn nun genauerhin besagt; so tun sich Unterschiede auf. Im Falle der Barmherzigkeit ist das deutlich.

Im zitierten römischen Schreiben von 2014 hieß es, verschiedene Religionen haben verschiedene Gottesverständnisse. Ein deutlich höherrangiges Dokument hatte allerdings etwas anderes gesagt, und zwar die Kirchenkonstitution des Zweiten Vatikanischen Konzils. Sie hatte 1964

von den Muslimen festgestellt, dass sie „mit uns den einen Gott anbeten“ (*Lumen gentium*, 16). Papst Franziskus bezieht sich in seinem programmatischen Lehrschreiben ausdrücklich auf diese Feststellung (*Evangelii gaudium*, 252). Das ist keine moderne Modeformel. Schon Papst Gregor VII. hatte im Jahr 1067 an einen Muslim geschrieben: „Wir glauben und bekennen den einen Gott, wenn auch auf verschiedene Weise“. Papst Benedikt XVI. hatte das, im Jahr 2006 in Ankara, wörtlich und zustimmend zitiert.

Unterschiedliche Gottesverständnisse – und doch: wir glauben an denselben? Widerspricht sich das nicht? Nun ja, ich denke an meinen eigenen Vater. Er war bei uns zuhause ganz anders als im Büro. Wir kannten ihn viel lustiger, als ihn seine Mitarbeiter dort wahrnahmen; bei uns war er eben Papa, bei ihnen Chef. Aber wir bezogen uns doch auf dieselbe Person. Jetzt beginnen wir, den Unterschied zu verstehen. Wir glauben an denselben Gott – das kann ja nicht nur heißen: Wir haben dieselben Glaubensinhalte und schreiben ihm beide dieselben Eigenschaften zu. Wer sagt, wir glauben an denselben Gott, muss nicht gleich von der Gotteslehre sprechen. An Gott glauben, das kann heißen: sich auf denselben beziehen, vor ihm das eigene Leben verstehen, sich ihm zuwenden.

Aber ist es denn wirklich derselbe? Der Koran ist hier eindeutig. Sure 29 trägt nämlich den Muslimen auf, den Christen und Juden zu sagen: „Unser Gott und euer Gott ist Einer“, also ein und derselbe (Vers 46). Doch lässt sich das überprüfen? Wir können auf jeden Fall sagen, wir beziehen uns auf den Herrn von allem; ihn meinen wir beide, Muslime und Christen. Wenn wir das Wort „glauben“ nicht auf die einzelnen Inhalte unseres Gottesverständnisses beziehen, dann können wir uns einigen. Das erfordert auch gar nicht, dass wir alle Eigenschaftszuschreibungen teilen. Sie können sich entweder deshalb unterscheiden, weil

verschiedene Religionen verschiedene Perspektiven sind – dann können sogar beide Aussagen zutreffen, wie Kinder im Vater anderes sehen als Angestellte im Chef, obwohl sie beide mit derselben Person zu tun haben. Die Unterschiedlichkeit der Zuschreibungen kann auch daher rühren, dass jemand irrt; aber selbst dann muss die Bezugnahme nicht scheitern. Denn wenn jemand z.B. von Barak (statt Barack) Obamah (statt Obama), dem 43. (statt 44.) Präsidenten von Amerika (statt der Vereinigten Staaten von Amerika) schreibt, so ist das zwar verkehrt, aber dennoch eine verständliche Bezugnahme auf Michelle Obamas Ehemann.

Muslimen und Christen wenden sich beide demselben zu: Dem, von Dem alles kommt und auf Den alles zuläuft. Wer das meint, wenn es heißt, dass wir an denselben Gott glauben, sagt etwas Sinnvolles.

Nun gibt es aber noch die Einschränkung „wenn auch auf verschiedene Weise“, das berühmte „*licet diverso modo*“ aus dem Brief Papst Gregors VII., von dem schon die Rede war. Das kann erst einmal eine versöhnliche Bemerkung sein: die Unterschiede sind offenkundig, aber sie betreffen nicht das Wesentliche. Es ist aber mehr. Es ist eine jener differenzierenden Konsensformeln, in denen für die verschiedenen Seiten durchaus auch Verschiedenes mitschwingen darf. Für Christen steckt darin nämlich das ganze Evangelium: Die Schöpfung soll den Schöpfer loben, jedes Geschöpf soll ihn auf seine Weise anerkennen. Wie können das die Menschen tun? Einen Herrn der Welt anerkennen, da sie einsehen, dass es einen geben muss, der Ursprung und Ziel von allem ist? Das genügt vielen Menschen nicht. Sie streben nach mehr als nur danach, vor ihm zu leben. Wir wollen auch darauf vertrauen können, dass er es gut mit uns meint; dass er der Grund unserer Zuversicht ist. Wir wollen auch spüren und wissen dürfen, dass wir in Lebensgemeinschaft mit Gott sind. Diese Lebensgemeinschaft

Gottes, die liebevolle Erkenntnis und vertrauende Anerkennung ist, nennen wir Christen den „Geist“. Er ist uns geschenkt, weil wir von der Osterfreude ergriffen sind. Das heißt, wir sind getroffen von der Auferstehung Jesu. Auferstehung? Jesus hat Gott als seinen himmlischen Vater bezeugt. Das hat ihn ans Kreuz gebracht; aber sein Tod war nicht sein Ende. Der Vater hat die Schüler Jesu überzeugend erfahren lassen, dass ihr Meister jetzt im ganz erfüllten Leben bei ihm ist. Daher dürfen die Menschen wissen, dass Gott tatsächlich Vater ist: der unser Leben und unsere Erfüllung will, so dass wir uns auf ihn verlassen können. Die Osterfreude ist die vollständigste Vorwegnahme der Erfüllung aller Geschichte und ergreift immer wieder Menschen. Sie müssen jetzt nicht mehr in der Angst leben, dass eine großzügige Liebe im Verlust endet. Sie leben vielmehr aus der Vorfreude, in der jetzt schon erlebbaren Gemeinschaft mit Gott, leben in der „Kommunion“, „in Christus“.

Zuwendung zu Gott ist für Christen also nicht etwas, das uns aufgrund bloß logisch-allgemeiner Schlussfolgerungen oder heldenhafter Entscheidungen gelingt. Vielmehr hat er sich uns zuerst zugewandt. So ergriffen, sind wir hineingezogen in die Gemeinschaft mit Gott (vgl. Phil 3,12; Joh 12,32). So erst erkennen wir, wie er wirklich ist, so erst können wir uns ihm wahrhaft zuwenden, in seinem Geist wirken und leben.

Für Muslime hört sich vieles von dem, was ich eben gesagt habe, seltsam an; sie sagen dann oft: Das ist vielleicht Mystik, aber keine Theologie. Für uns aber ist es eine Weise, den Gottesglauben zur Sprache zu bringen. Wir wollen uns beide mit unserem Glauben dem einen Schöpfer und Herrn zuwenden. Wie er ist, ob wir das wissen und verstehen können und wie wir zu dieser Zuwendung kommen: das erklären wir unterschiedlich. Nun aber zu sagen, „Weil wir uns darin unterscheiden, glauben wir nicht an denselben

Gott“, das ist wieder die eine Seite im Odersumpf. „Weil wir beide den meinen, von dem alles kommt und auf den alles zuläuft, deshalb glauben wir an denselben Gott“, das wäre die andere Seite im Odersumpf: wenn wir nämlich damit alle Fragen über Unterschiede in Gotteslehre und Glaubensweg für beantwortet erklären würden. Gerade wer die Unterschiede betonen will, sollte sehen: Im Glauben wollen wir, Muslime und Christen, erst einmal dasselbe tun – uns dem Schöpfer und Richter des Himmels und der Erde zuwenden. Aus dem Blick auf dieses gemeinsame Ziel können wir dann jedoch weiterdiskutieren über die Grundfragen des Glaubens: wie er ist, wie unser Weg zu ihm ist. Man muss nicht immer diskutieren. Aber hier wollten wir ja theologisch reden; und dazu gehört dann schon auch, dass wir die Tür offenhalten für eine weitere Diskussion.

Ich sage es noch einmal ganz knapp. Glauben wir an denselben Gott? Wenn „an denselben Gott glauben“ bedeutet, dass wir uns beide dem zuwenden wollen, von dem alles kommt und auf den alles zuläuft: dann ja. Wie er ist, wie wir ihn kennen können, ob das überhaupt möglich ist und wie unsere Zuwendung geschieht, darüber setzen wir, Muslime und Christen, uns weiter miteinander auseinander. Diese Auseinandersetzung ist gerade deshalb möglich und lohnend, weil wir anerkennen, dass sich unsere Gesprächspartner mit ihrem Glauben demselben zuwenden wollen wie wir.

## Autorenverzeichnis

*Martin Dürnberger* Dr. theol., geb. 1980, Assistenzprofessor für Fundamentaltheologie und Ökumenische Theologie am Fachbereich Systematische Theologie der Universität Salzburg und Leiter der Salzburger Hochschulwochen.

*Reinhard Hauke*, Dr. theol., geb. 1953, Weihbischof im Bistum Erfurt.

*Felix Körner SJ*, Dr. phil. Dr. theol., geb. 1963, Professor für Dogmatik und Theologie der Religionen an der Päpstlichen Universität Gregoriana (Rom).

*Thomas Marschler*, Dr. theol. Dr. phil., geb. 1969, Professor für Dogmatik an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Augsburg.

*Jozef Niewiadomski*, Dr. theol., geb. 1951, Professor für Dogmatik an der Universität Innsbruck.

*Jörg Splett*, Dr. phil. Dr. theol. h. c., geb. 1936, em. Professor für Philosophie an der Philosophisch-Theologischen Hochschule Sankt Georgen (Frankfurt am Main).

*Klaus von Stosch*, Dr. theol., geb. 1971, Professor für Katholische Theologie (Systematische Theologie) und ihre Didaktik und Vorsitzender des Zentrums für Komparative Theologie und Kulturwissenschaften an der Universität Paderborn.



*Christian W. Troll SJ*, Dr., geb. 1937, em. Professor für das Studium des Islam und der christlich-muslimischen Beziehungen an der Philosophisch-Theologischen Hochschule Sankt Georgen (Frankfurt am Main).

*Karl Wallner*, Dr. theol., geb. 1963, Professor für Dogmatik und Sakramententheologie an der Philosophisch-Theologischen Hochschule Benedikt XVI. Heiligenkreuz (bis 2016 auch deren Rektor) und Nationaldirektor der Päpstlichen Missionswerke in Österreich.

*Saskia Wendel*, Dr. phil., geb. 1964, Professorin für Systematische Theologie an der Universität Köln.